



Evelyn Hammes, Christiane Cantauw

Mehr als Gärtnern

Gemeinschaftsgärten in Westfalen

WAXMANN

Beiträge zur Volkskultur in Nordwestdeutschland

Herausgegeben von der
Volkskundlichen Kommission für Westfalen
Landschaftsverband Westfalen-Lippe



Für die Menschen,
Für Westfalen-Lippe.

Band 126

Evelyn Hammes,
Christiane Cantauw

Mehr als Gärtnern

Gemeinschaftsgärten in Westfalen



Waxmann 2016
Münster • New York

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.dnb.de> abrufbar.

ISSN 0724-4096

Print-ISBN 978-3-8309-3412-7

E-Book-ISBN 978-3-8309-8412-2

© 2016 Waxmann Verlag GmbH
Steinfurter Straße 555, 48159 Münster

www.waxmann.com
info@waxmann.com

Umschlaggestaltung: Pleßmann Design, Ascheberg
Vorderes Umschlagbild: Kokopelli-Garten in Bielefeld, Juni 2012.
Hinteres Umschlagbild: Internationaler Mehrgenerationengarten Lippstadt mit dem Initiator Pietro Basile, Mai 2011.
Alle Abbildungen des Bandes: Evelyn Hammes
Satz: Stoddart Satz- und Layoutservice, Münster
Druck: Hubert & Co., Göttingen

Gedruckt auf alterungsbeständigem Papier,
säurefrei gemäß ISO 9706



Printed in Germany

Alle Rechte vorbehalten.

Nachdruck, auch auszugsweise, verboten.

Kein Teil dieses Werkes darf ohne schriftliche Genehmigung des Verlages in irgendeiner Form reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Inhalt

Vorwort	7
1. Einleitung.....	9
1.1 Ziele des Buches	9
1.2 Gärten als Forschungsfeld	13
2. Genese und Entwicklung relevanter Gartentypen	16
2.1 Urban Gardening – ein erster Überblick.....	16
2.2 Das Kleingartenwesen	18
2.3 Kleingärten versus Gemeinschaftsgärten: Unterschiede und Gemeinsamkeiten.....	21
2.4 Gemeinschaftsgärten weltweit.....	23
2.4.1 Community Gardens in Nordamerika.....	23
2.4.2 Gemeinschaftsgärten in Kuba.....	27
2.5 Gemeinschaftsgärten in Deutschland.....	28
2.5.1 Internationale Gärten, Göttingen	30
2.5.2 Prinzessinnengärten, Berlin	31
2.5.3 Allmende-Kontor, Berlin	32
3. Gartenprojekte in Westfalen.....	33
3.1 Der Kokopelli-Garten in Bielefeld	33
3.2 Der Transition-Town-Permakulturgarten in Bielefeld	40
3.3 Der Internationale Mehrgenerationengarten Lippstadt.....	47
3.4 Die UrbanOase in Dortmund	55
3.5 Der Interkulturelle Garten in Dülmen.....	62
3.6 Der Nachbarschaftsgarten „Paradeiser“ in Münster	70
3.7 Der Internationale Mädchengarten in Gelsenkirchen	80
3.8 Der Interkulturelle Garten in Minden-Bärenkämpfen.....	93
3.9 Der mobile Gemeinschaftsgarten „Wurm und Beere“ in Münster	105
3.10 Die urbane Gärtnervernetzung in Münster	115
4. Mehr als Gärtnern	126
4.1 Do It Yourself – Kulturen des Selbermachens	126
4.2 Orte des informellen Wissenstransfers	134
4.3 Experimentierfelder für eine nachhaltige Gesellschaft.....	142
4.4 Vergemeinschaftung, Inklusion und Interkultur	152
4.5 Stadt und Land	174
4.6 Fazit	183
5. Literatur	187
Ein- und Ausblicke.....	195

Vorwort

Auf die Frage, was Volkskundler tun, antwortete eine Kollegin einmal: „Volkskundler sehen Menschen beim Leben zu!“ Das hört sich zunächst einmal einfach an. Zuschauerinnen und Zuschauer sind wir alle schon in vielen verschiedenen Situationen gewesen. „Beim Leben zuzusehen“ impliziert aber mehr: Es bedeutet, dass jemand die Studierstube verlässt, auf Menschen zugeht, sie und ihre Sicht auf die Dinge ernst nimmt und das von ihnen in Erfahrung Gebrachte durchdenkt und niederschreibt. Die Menschen, denen auf solche Weise beim Leben zugesehen wird, werden nicht auf eine Rolle als Datenlieferanten reduziert; sie sind und bleiben Individuen, deren Verschiedenheit und Eigenart nicht durch die Datenanalyse eingeebnet werden darf. So verstanden ist Feldforschung ein Abenteuer, das seitens der Forscherinnen und Forscher Flexibilität, Neugier und einen langen Atem voraussetzt.

„Jede Gesellschaft besteht aus einer Vielzahl von Nischen, in die sich Menschen zurückziehen, die gemeinsame Interessen, Probleme, Freuden und Ärger haben, sie alle schaffen eine jeweils eigene Kultur mit speziellen Symbolen und Ritualen“.¹

Dieses Zitat von Roland Girtler handelt davon, was das sogenannte Forschungsfeld zu bieten hat. Ethnologinnen und Ethnologen werden hier mit Informationen, aber zugleich auch mit Emotionen konfrontiert. Ihre vordringlichste Aufgabe ist es, sich einzulassen auf das, was Irene, Carlos, Renate, Kira, Martin, Pietro und viele weitere Menschen erzählen möchten. Dies setzt eine gewisse Demut und einen freien Geist voraus, wie Girtler betont; es setzt aber auch voraus, dass es der Forscherin bzw. dem Forscher gelingt, eine Vertrauensbasis zu schaffen, ohne die ein Zugang zum Forschungsfeld nahezu unmöglich ist.

Die vorliegende Publikation wagt den Blick auf ein Forschungsfeld, welches viele schon für überforscht halten. Gemeinschaftsgärten, also gemeinschaftlich bewirtschaftete Allmenden, sind in den vergangenen Jahren aus unterschiedlichen Fachrichtungen mit verschiedenen Fragestellungen untersucht worden. Auf der anderen Seite steht eine größer angelegte Studie, die den Blick auf die kulturhistorischen Implikationen des Phänomens weitet, seitens der Volkskunde noch aus. Insofern ist diese Publikation gleich in zweifacher Hinsicht ein Gewinn für die Reihe „Beiträge zur Volkskultur in Nordwestdeutschland“: Sie verbindet die Exploration eines regional begrenzten Forschungsfeldes mit der Annäherung an ein aktuelles Thema, das gesellschaftlich von erstaunlicher Relevanz ist.

Abschließend möchten wir uns bei all denen bedanken, die mit ihren Äußerungen, ihrer Kritik, ihrer Offenheit und ihrer Ehrlichkeit zu dieser Publikation beigetragen haben. Sie haben eine spannende Feldforschung und ihre Auswertung erst möglich gemacht und überdies in dem langwierigen Entstehungsprozess nicht den Glauben an die Drucklegung dieser Arbeit verloren.

Zugrunde liegt dieser Studie eine zweijährige Feldforschung von Evelyn Hammes in den Jahren 2011 bis 2013. Ziel dieser Exploration, im Rahmen derer Intensivinterviews mit zahlreichen Gärtnerinnen und Gärtnern, Experteninterviews

1 GIRTLE, Methoden (2001), S. 185.

mit Personen aus dem Umfeld der Gartenprojekte geführt sowie teilnehmende Beobachtungen in den Gärten und zahlreiche Fotografien gemacht wurden, war die Dokumentation verschiedener Gemeinschaftsgartenprojekte in Westfalen. Die Interviews, die Transkriptionen und die Fotografien werden im Archiv für Volkskunde in Westfalen aufgehoben und sind dort einsehbar.

Evelyn Hammes hat während ihres Volontariates und einer zeitlich begrenzten Anstellung im Anschluss an das Volontariat ein 170 Manuskriptseiten umfassendes Dokument erstellt, welches aufgrund anderweitiger beruflicher Verpflichtungen leider nicht abgeschlossen werden konnte. Nachdem lange Zeit über verschiedene Möglichkeiten zur Veröffentlichung nachgedacht worden war, hat es Christiane Cantauw übernommen, die fehlenden Teile und Unterkapitel zu ergänzen,² das Geschriebene zu überarbeiten sowie eine Einleitung und einen Schluss zu schreiben.

In gegenseitiger Abstimmung ist letztlich ein Manuskript entstanden, das die westfälischen Projekte, ihre Protagonisten und die den Projekten zugrunde liegenden Ideen dokumentiert und einen regional begrenzten Überblick über die Thematik gewährt.

Bereits bei einer oberflächlichen Lektüre fällt auf, dass die Gemeinschaftsgärtnerinnen und -gärtner, Expertinnen und Experten teils mit ihren Vornamen, teils auch mit ihren vollständigen Namen genannt werden. Diese Uneinheitlichkeit beruht auf der Tatsache, dass während der Feldaufenthalte vielfach Personen in den Gärten angetroffen wurden, die sich den Konventionen in dem jeweiligen Garten entsprechend mit ihrem Vornamen vorstellten und ihren vollständigen Namen teils auch nicht preisgeben wollten. Auf der anderen Seite gab es im Verlauf der Feldforschung auch viele Menschen, die sich persönlich stark mit den Projekten identifizieren und deshalb mit Vor- und Nachnamen genannt werden wollten. Nach längeren Diskussionen sind wir übereingekommen, die Namensnennung nicht zu vereinheitlichen und den Individuen das Recht zuzugestehen, selbst zu entscheiden, wie sie genannt werden wollen.

Eine Ausnahme bilden die minderjährigen Gärtnerinnen aus dem Mädchengarten in Gelsenkirchen. Sie werden nicht namentlich genannt, weil etwaige Namensnennungen nicht mit den Erziehungsberechtigten abgesprochen worden waren.

Münster, im Januar 2016

Evelyn Hammes, Christiane Cantauw

2 Dies betrifft vor allem das Kapitel 4.5.

1. Einleitung

1.1 Ziele des Buches

Im Archiv für Volkskunde in Westfalen lagern handschriftliche Berichte von Gewährspersonen aus allen Teilen Westfalens, die diese in den 1950er bis 1980er Jahren verfasst haben. Eines der Themen, zu denen jeweils ein längerer Bericht aus eigener Erinnerung verfasst wurde, sind Hausgärten und die eigene Gartenpraxis. Viele dieser Berichte schildern das Gärtnern auf dem Land in der Retrospektive als alltägliche Praxis:

„In den Bauernschaften hatte jeder einen Garten, gleich ob Bauer, Kötter oder Tagelöhner. Auch in unserem kleinen Dorf war es genauso, ob Arbeiter, Handwerker, Geschäftsleute, Beamte – einen Garten hatte jeder. [...] Oft fehlte auch der Platz, dann wurde ein Stückchen Land am Dorfrand gepachtet. Der Garten diente bei allen in der Hauptsache zur Versorgung des eigenen Haushalts mit Gartenfrüchten. Sonntags und abends wurde ein kleiner Gartenbummel gemacht, und so kamen alle Familienmitglieder ins Gespräch. Das fand ich am schönsten.“³

In ähnlicher Form berichteten auch andere Gewährspersonen über den eigenen oder den elterlichen Garten. Grundtenor der Berichte, die sich auf die erste Hälfte des 20. Jahrhunderts beziehen, war die Feststellung, dass der Anbau von Obst und Gemüse im eigenen Garten damals eine Selbstverständlichkeit darstellte:

„Es wäre wohl kaum jemand in Friedewalde auf den Gedanken gekommen, sein Gemüse in Minden zu kaufen. Was man zu verzehren gedachte, mußte man selbst erzeugen. [...] Ob sich der Gartenbau ‚lohnte‘, war kein Gesichtspunkt. Ein Gemüsegarten war eine Notwendigkeit.“⁴

Ganz anders lesen sich die Presseberichte über die gärtnerischen Aktivitäten der amerikanischen Präsidentengattin Michelle Obama, die 2010 mit Grundschulkindern zusammen im Garten des Weißen Hauses einen Gemüsegarten angelegt hatte. Bereits das enorme Medienecho, das diese Aktion auch in Deutschland begleitete, deutet darauf hin, dass sich seit den 1950er Jahren Wesentliches verändert hat: Von Selbstverständlichkeit ist keine Rede mehr. Es bedarf offenbar ausgefeilter Begründungen (Beitrag zu gesunder und diätetisch sinnvoller Ernährung, Nachhaltigkeit), um die Sinnhaftigkeit gärtnerischen Arbeitens nachvollziehbar zu machen.⁵

Die Freie Gartenakademie des münsterschen Künstlers Wilm Weppelmann spielt mit diesem zwischen Faszination und Stirnrunzeln angesiedelten modernen

3 Archiv für Volkskunde in Westfalen, Ms. 6282; der Bericht bezieht sich auf Herbern und Dateln, 1930–1982.

4 Archiv für Volkskunde in Westfalen, Ms. 6563; der Bericht bezieht sich auf den Ort Friedewalde, heute ein Stadtteil von Petershagen, Berichtszeit: 1930er Jahre.

5 Vgl. <http://www.welt.de/vermischtes/article3419125/Hier-buddelt-die-First-Lady-noch-selbst.html> (Stand 3.7.2015).

Verhältnis zum Garten. Im Kleingarten Weppelmanns finden seit 2006 Jahr für Jahr Kulturveranstaltungen statt, die verschiedene Facetten des Themas Garten ausloten wollen: Zwischen „Kant und Kürbis“ (Welt am Sonntag)⁶ werden den Besucherinnen und Besuchern der Freien Gartenakademie „ungewöhnliche Einsichten zum Garten- und Naturthema“ geboten. „Der Spielraum des urbanen Gartens ist noch lange nicht erschöpft“, wird Weppelmann zitiert,⁷ und in der Tat scheint sich die Freie Gartenakademie im Einklang mit einer Bewegung zu befinden, die neue Bezüge für Garten und Gärtnern schafft.

Urbane Gärten, Gemeinschaftsgärten, Internationale oder Generationengärten gehören mittlerweile ganz selbstverständlich zu einer urbanen Kultur, die auch touristisch durchaus verwertbar sein kann: So fehlt auf der Website des Stadtmarketings von Berlin, „Visit Berlin“, selbstverständlich nicht der Hinweis auf den Prinzessinnengarten,⁸ und die Freie Gartenakademie Weppelmanns hat es bereits in den Polyglott-Reiseführer „Abenteuerurlaub in Deutschland“ geschafft. Gärten sind „in“, aber sie scheinen im 21. Jahrhundert anderes zu bedeuten und zu bedienen als noch vor 60 Jahren.

Bernd Graff bezeichnet das urbane Gärtnern in der Süddeutschen Zeitung als „gutgewissiges Lohas-Ding also: natürlich, nahrhaft, nachhaltig“. Und witzelt darüber, dass „blasse Akademiker plötzlich mit erdschwarzen Fingernägeln an Konferenztischen sitzen und ihnen die schwere Krume vom Absatz auf den Vorstandsfloor bröckelt“.⁹

Handelt es sich bei der urbanen Gartenbewegung also um eine Modeerscheinung, die bald von einer anderen abgelöst wird? Diese scheinbar einfache Erklärung für ein aktuelles Phänomen ist nicht befriedigend: Es bleibt zu fragen, was eigentlich neu und anders ist am „Anders gärtnern in der Stadt“.¹⁰ Wie ist die Selbstwahrnehmung dieser neuen Gartenbewegung und ihrer Akteure zu beschreiben? Worin besteht die über das Gärtnern hinausgehende Sinngebung, die uns zu dem Titel „Mehr als Gärtnern“ inspiriert hat?

Diese und viele weitere Fragen dienen der Annäherung an ein Forschungsfeld, das – so zumindest das Ergebnis der Literaturrecherche – für das Thema „Urban Gardening“ eigentlich ungeeignet ist: Mit nur wenigen größeren Städten ist Westfalen nach wie vor eher ländlich geprägt. Einzig das nördliche Ruhrgebiet kann als städtischer Ballungsraum angesprochen werden. In den übrigen Landesteilen (Münsterland, Ostwestfalen-Lippe, Paderborner Land, Sauerland und Siegerland) herrschen Klein- und Mittelstädte sowie dörfliche Strukturen vor. Würde es hier überhaupt eine ausreichende Anzahl von Garteninitiativen geben, bei denen teilnehmende Beobachtungen und Intensivinterviews durchgeführt werden könnten?

Kurz gesagt: In Westfalen gibt es eine erstaunlich große Bandbreite an verschiedenen Gemeinschaftsgarteninitiativen und -projekten. Und nicht nur das: Die Akteure

6 http://www.welt.de/welt_print/vermischtes/article8113462/Zwischen-Kant-und-Kuerbis.html (Stand 3.7.2015).

7 Vgl. <http://www.gartenakademie.org/> (Stand 3.7.2015).

8 <http://www.visitberlin.de/de/ort/prinzessinnengaerten> (Stand 3.7.2015).

9 <http://www.sueddeutsche.de/leben/michelle-obama-wird-gaertnerin-auf-die-schuppe-genommen-1.405787> (Stand 3.7.2015). – „Lohas“ ist ein Akronym für „Lifestyles of Health and Sustainability“.

10 Untertitel von Nomadisch grün, Prinzessinnengärten (2012).

zeigten sich der Forschung gegenüber ausgesprochen aufgeschlossen. In zahlreichen Interviews¹¹ standen sie Rede und Antwort, berichteten über die Anfänge und den Fortgang ihres Projektes, äußerten sich freimütig über Probleme oder über das Scheitern von Anstrengungen, luden zu den verschiedenen Treffen und Aktivitäten ein – teilweise sogar in ihre Privatwohnungen.

Dafür möchten wir uns bei allen befragten Gemeinschaftsgärtnerinnen und -gärtnern herzlich bedanken. Ohne ihre Bereitschaft, an dem Forschungsprojekt mitzuwirken, wäre diese Veröffentlichung nicht möglich gewesen.

Die für diese empirische Studie genutzte, in der Volkskunde gängige Methode der Feldforschung mit teilnehmender Beobachtung und Intensivinterviews erwies sich grundsätzlich als ein sensibles Instrumentarium, welches einen nicht allzu gravierenden Eingriff in das Forschungsfeld darstellte. Durch wiederholte Besuche in den einzelnen Gärten stellte sich eine gewisse Vertrautheit ein, die mit einer größeren Unbefangenheit der Aktiven korrespondierte, so dass die Teilnahme an Aktionen und Treffen immer weniger als Störfaktor wahrgenommen wurde.

Das Buch „Mehr als Gärtnern. Gemeinschaftsgärten in Westfalen“ stellt die Aktiven der Gartenprojekte in den Mittelpunkt und verleiht ihnen eine Stimme. Dazu werden ihre Aussagen so oft wie möglich in ausführlichen Interviewpassagen abgedruckt. Es versteht sich von selbst, dass hier wörtliche Rede verschriftlicht wurde. Kleinere oder größere sprachliche Unebenheiten stellen kein Unvermögen der Interviewpartner, sondern mündlich gegebene Erklärungen dar, die sich auch durch das Suchen nach treffenden Formulierungen oder durch nicht beendete Sätze oder mehrmaliges Ansetzen zu Erklärungen auszeichnen können. Um sie nicht ihrer Authentizität zu berauben, haben wir die Interviewaussagen nicht der Schriftsprache angepasst. Betonungen sind *kursiv* vom Text abgesetzt.

Ein Manuskript abzufassen und für die Drucklegung vorzubereiten benötigt Zeit. Dieser Umstand hat dazu geführt, dass einige der im Folgenden aufgeführten Gartenprojekte heute nicht bzw. nicht mehr in der geschilderten Form existieren. Das Forschungsfeld erwies sich als derart fluide, dass – sowohl während als auch nach den Feldaufenthalten zwischen Sommer 2011 und Herbst 2012 – ständig neue Projekte hinzukamen. Aus unterschiedlichen Gründen sind drei der untersuchten Gartenprojekte heute nicht mehr existent. Die Erkenntnis, dass sich nicht alle Gartenprojekte über Jahre hinweg behaupten können, ist Teil der Untersuchung und hat zu einem tiefergehenden Verständnis des untersuchten Kulturphänomens beigetragen. Die ständig wechselnde Anzahl der Gemeinschaftsgarteninitiativen und -projekte brachte es mit sich, dass in dieser Publikation nur ein Teil von ihnen vorgestellt werden kann. Es ist aber darauf geachtet worden, eine möglichst große Bandbreite an unterschiedlichen Projekten widerzuspiegeln. Dies fiel vor allem deshalb leicht, weil die Zielsetzungen der einzelnen Initiativen große Unterschiede aufweisen. Diese enormen Unterschiede setzen sich in den Personen der Aktiven fort, deren Individualität und unterschiedlichen Voraus- und Zielsetzungen in den einzelnen Projekten viel Raum gegeben wird.

Die vorliegende Veröffentlichung ist so strukturiert, dass nach einer historischen Einordnung des Themas, bei der auch die Gemeinsamkeiten und Unterschiede

11 Insgesamt wurden zwischen Juli 2011 und Oktober 2012 42 leitfadengestützte Intensivinterviews geführt.

zu Kleingärten thematisiert werden, die einzelnen Gartenprojekte und ihre Genese ausführlich vorgestellt werden. In den Kapiteln 4.1 bis 4.5 werden übergeordnete Aspekte angesprochen, die sich als Verbindungsglieder erwiesen haben. Zum einen ist dies die „Do-it-yourself“-Bewegung, die derzeit als Kulturphänomen nicht zu übersehen ist. Kulturen des Selbermachens stellen Konsumpraktiken ebenso in Frage wie überkommene Raumorientierungen. Sie fragen nach neuen sozialen, kulturellen und wirtschaftlichen Bezugssystemen, für welche sich in den Gemeinschaftsgärten ein geeignetes Feld zu bieten scheint.

Vielfach haben die Gesprächspartner den Anspruch erhoben, dass die Gemeinschaftsgärten Orte des informellen Wissenstransfers sein sollen und wollen. In Kapitel 4.2 wird dementsprechend danach gefragt, wie die verschiedenen Initiativen mit diesem Anspruch umgehen. Welche Wissensbestände sollen überhaupt weitergegeben werden, und warum wird dies als wichtig erachtet? Informeller Wissenstransfer beruht auf Kulturtechniken und -praktiken, auf deren Funktionieren man sich in der westlichen Welt gegenwärtig nur wenig verlassen mag. Wissenserwerb jenseits von ausgeklügelten Lehr- und Lernmethoden stößt in der Regel auf Skepsis. Deshalb soll auch danach gefragt werden, warum sich die Akteure gerade dieser Praktiken bedienen.

Nachhaltigkeit ist mittlerweile ein derartiger Modebegriff geworden, dass kaum eine politische Rede, ein Leitartikel oder eine Werbebotschaft ohne den Verweis auf Beständigkeit und Dauerhaftigkeit auskommt. In Kapitel 4.3 soll deshalb der Frage nachgegangen werden, wie Nachhaltigkeit als Anspruch und Ziel in den Gemeinschaftsgärten kommuniziert und umgesetzt wird. Ist sie der kleinste gemeinsame Nenner, der die Akteure zusammenschweißt und ihrem Tun einen Sinnhorizont verleiht?

In Kapitel 4.4 geht es schließlich um die Bereiche Vergemeinschaftung, Inklusion und Interkultur, die allein schon mit Blick auf die Namensgebung für viele Garteninitiativen essentiell zu sein scheinen. Hier wird dargelegt, welcher Praktiken man sich bedient, um dem Anspruch auf „Gemeinschaft“ gerecht zu werden. Warum spielen diese Ziele für die Akteure eine so wichtige Rolle? Sind die Gärten ein Mikrokosmos, in dem soziale Formen und Praktiken spielerisch ausprobiert werden können?

Letztlich ging es auch um die urbane Komponente, die in der Sekundärliteratur häufig so stark betont wird. Sind die Gemeinschaftsgärten ein Modell, welches nur im (groß-)städtischen Kontext funktioniert, oder haben sie etwas zu bieten, das auch in kleinstädtischen Zusammenhängen von Interesse sein kann? Welche Bezüge zwischen lokaler Kultur und Gemeinschaftsgarten lassen sich ausmachen?

Abschließend noch eine Erläuterung allgemeiner Art: Wenn im Folgenden von Natur die Rede ist, so ist dies selbstverständlich „Natur aus zweiter Hand“, also von Menschen gemachte und beeinflusste Natur. Obst und Gemüsepflanzen sind Kulturpflanzen, deren Nutzwert erst durch Züchtung und Veredelung gegeben ist. Der umgangssprachliche Gebrauch des Wortes Natur, der sich durch die folgenden Ausführungen und auch durch die Interviews und Interviewaussagen zieht, entspricht letztlich der Restkategorie einer zum Objekt technischer Verfügbarkeit gemachten Natur.¹²

12 Vgl. dazu z. B. GROH, Weltbild (1991).

1.2 Gärten als Forschungsfeld

Gärten als Forschungsfeld wurden in der Volkskunde lange Zeit nur am Rande wahrgenommen.¹³

In den 1970er Jahren gewann schließlich zumindest das Thema Kleingärten an Relevanz. Hier erwies sich die Hinwendung der Volkskunde zur empirischen Kulturforschung als förderlich, weil Vereine und somit auch Kleingartenvereine nun zunehmend als Forschungsfeld identifiziert wurden.¹⁴ Auch aus freizeitforscherischer Perspektive wurde der Kleingarten untersucht.¹⁵

Neue Gartenbewegungen wie Internationale Gärten, Guerilla Gardening oder Generationengärten, um nur einige der wichtigsten Ausprägungen zu nennen, blieben in der Volkskunde hingegen lange Zeit unbeachtet. Bei ihrer Untersuchung kommt der Soziologie, speziell der soziologischen Raumforschung, eine Vorreiterrolle zu. Neben und um Christa Müller, die im Auftrag der Stiftung *anStiftung* die Internationalen Gärten Göttingen auf ihre sozialintegrative Wirkung hin untersuchte, hat sich hier ein höchst aktiver und internationaler Kreis von Forscherinnen und Forschern gebildet, die die Entstehung, Entwicklung und soziokulturelle Wirkung der neuen Gartenformen unter die Lupe nehmen.¹⁶

Ein Blick auf die Abschlussarbeiten in der Volkskunde/Europäischen Ethnologie und verwandten Fächern zeigt aber, dass das Gartenthema mittlerweile auch dort mehr Aufmerksamkeit erfährt. Seit 1999 wurden immerhin 17 Arbeiten zum Thema „Garten“ angemeldet und teilweise auch bereits abgeschlossen. Ein Blick auf die Titel der einzelnen Arbeiten zeigt, dass sich vor allem die neuen Gartenbewegungen bei den Absolventinnen und Absolventen zunehmenden Interesses erfreuen.¹⁷

Die Bandbreite an Forschungsansätzen und -fragen, die in den verschiedenen, nicht nur kulturwissenschaftlichen Veröffentlichungen zum Thema „urbanes Gärtnern“ eine Rolle spielen, reicht von der Selbstdarstellung der Akteure über die Frage nach alternativen politischen oder sozialen Kulturen bis hin zum weiten Feld der Ökonomie und Ökologie. Ein roter Faden – wenn überhaupt davon gesprochen werden kann – ist ein deutlich wahrnehmbarer gesellschaftskritischer Grundtenor. Gärten werden nicht als „Dekoration etablierten städtischen Wohlstands“¹⁸, sondern als Antworten auf spezifische politische, ökonomische, ökologische und/oder soziale Missstände diskutiert.

13 Vgl. Harald Schimmeck: Der Großstadtmensch als Schreiber. Staatsexamansarbeit, Dresden o. J. Die Arbeit entstand vermutlich in den 1930er Jahren unter der Betreuung Adolf Spamers; vgl. VERK, Laubenleben (1994); BROCKPÄHLER, Bauergärten (1985).

14 Vgl. z. B. KÖSTLIN, Praktikum (1971); SCHMIDT, Schrebergarten (1975); MATTHÄI, Inseln (1989); MÜLLER, Kleingärten (1991); VERK, Laubenleben (1994).

15 Vgl. HOFMANN, Zaun (1994).

16 Vgl. z. B. auch die Arbeitsgruppe „Kleinstlandwirtschaft und Gärten in Stadt und Land“ an der Humboldt-Universität zu Berlin.

17 Vgl. z. B. Ursula Drenckham: Urbane Gärten, Berlin (B.A.) 2011; Sandra Hüttmann: Interkulturelle Gärten – Dimensionen des gemeinschaftlichen Gärtnerns am Beispiel zweier Projekte im Großraum Stuttgart, Tübingen (B.A.) 2011; Friederike Steen: Gärten als Vision selbstgeschaffener Integrationsorte im urbanen Raum, Marburg 2011; Bettina Kletzer: Kulturwissenschaftliche Überlegungen zum Garten. Ein Gemeinschaftsgarten im Portrait, Jena (Dipl.) 2008; Isolde Metz: Die neue Lust am Garten, Tübingen (M.A.) 1999.

18 MEYER-RENSCHHAUSEN, Kleinlandwirtschaft (2002), S. 1.

Die Geographin Marit Rosol hat sich in ihrer Dissertation der Fragestellung gewidmet, welchen Beitrag Gemeinschaftsgärten zur Lösung der Krise des öffentlichen Grüns leisten können. In ihrer qualitativen Untersuchung „Gemeinschaftsgärten in Berlin“¹⁹ hat sie den wichtigen Schritt gewagt, Gemeinschaftsgärten als eigenen Freiraumtyp zu charakterisieren. Neben räumlichen, flächenbezogenen und projektbezogenen Merkmalen hat Marit Rosol insbesondere die Motive der Akteure analysiert. Aus den vorgefundenen Beweggründen ihrer Interviewpartner hat sie in einer abduktiven Vorgehensweise Motivationstypen gebildet. In ihrer interdisziplinären Studie zeigt Marit Rosol auf, dass Gemeinschaftsgärten keinen Ersatz, wohl aber eine zeitgemäße Ergänzung zu öffentlichen Grünanlagen darstellen. Dabei verharret die Autorin nicht in der Analyse, sondern leitet aus den gewonnenen Erkenntnissen auch Risiken und Handlungsempfehlungen ab.

Auch die Pädagogin Nadja Madlener nähert sich dem Thema in Form qualitativer Interviews. In ihrer Studie über „Grüne Lernorte“ fragt sie nach den Orientierungen, die einer Beteiligung an den neuen Gartenprojekten zugrunde liegen. Anhand der Aussagen von Aktiven der vier untersuchten Gemeinschaftsgärten in Berlin generiert Nadja Madlener mit Hilfe der Methode der Grounded Theory drei Zugangstypen: den subjektiv-motivierten, den sozial-motivierten und den sachlich-motivierten Typ. Vor dem Hintergrund des Diskurses um lebenslanges Lernen und informelles Lernen wird aufgezeigt, wie Lernprozesse „in den Gärten zumeist über eine körperliche Beschäftigung“ erfolgen, „denn nur zu einem kleinen Teil wird Wissen durch eine theoretische Beschäftigung mit einem Sachverhalt angeeignet“.²⁰ Darüber hinaus stellt Nadja Madlener diesen Gartentyp als einen Sozialraum dar, der es vermag, gleichzeitig die scheinbar gegenteiligen Bedürfnisse nach sozialer Eingebundenheit und nach Individualität bzw. urbanem Lebensgefühl abzudecken.²¹

Die wohl am stärksten rezipierten Abhandlungen über die neue Gartenbewegung stammen von der Soziologin Christa Müller. Im Mittelpunkt ihrer Forschungen stehen Konzepte zu nachhaltigen Lebensstilen und postmateriellen Wohlstandsmodellen. Als Geschäftsführende Gesellschafterin der Stiftungsgemeinschaft *an-stiftung & ertomis* ist sie zudem nicht nur Forscherin, sondern auch Förderin von Gemeinschaftsgartenprojekten. Überdies versteht sich die Stiftungsgemeinschaft als Anlaufstelle und Netzwerk der Forschungsarbeiten zum Thema der urbanen Landwirtschaft. Neben unzähligen Aufsätzen und der Monographie „Wurzeln schlagen in der Fremde“²² über die Interkulturellen Gärten in Göttingen hat Christa Müller als Herausgeberin des interdisziplinären Sammelwerks „Urban Gardening“²³ starke Beachtung gefunden. Das Aufkommen neuer Gartentypen wird in diesem Werk aus unterschiedlichsten Sichtweisen gedeutet: Ökologische, gesellschaftspolitische, stadträumliche wie auch pädagogische Gesichtspunkte werden hier anhand internationaler Beispiele erörtert. Auffällig ist die Auseinandersetzung mit dem Topos Stadt/Stadtbewohner; für das Auftreten von Gemeinschaftsgärten im ländlichen Umfeld vermag der Sammelband allerdings wenig Antworten zu liefern, was gemäß Buchtitel jedoch auch nicht zu erwarten ist.

19 ROSOL, Gemeinschaftsgärten (2006).

20 MADLENER, Grüne Lernorte (2009), S. 248.

21 MADLENER, Grüne Lernorte (2009).

22 MÜLLER, Wurzeln schlagen (2002).

23 MÜLLER, Urban Gardening (2011).

Mit dem Blick in die bisher erschienenen Veröffentlichungen ist das Phänomen urbanes Gärtnern allerdings nur zu einem kleinen Teil erfassbar. Um die Selbstwahrnehmung der Akteure zu beschreiben, wurden zahlreiche Gespräche mit den Aktiven geführt und teilnehmende Beobachtungen in den Gärten gemacht. Ein zu Beginn der Explorationsphase entworfener Fragebogen erwies sich im Feld allerdings als nur bedingt nutzbar, weil dieses Forschungsinstrument die Unterschiedlichkeit der einzelnen Gruppen und Initiativen und ihrer Aktivitäten nur unzureichend abbildete. Die zahlreichen Themen und Aktivitäten, die im Rahmen der Explorationsphase von Belang waren, erwiesen sich als ausgesprochen disparat und häufig auch spontan. Deshalb ist der Fragebogen auf wenige grundlegende Fragen reduziert worden, so dass im Feld eine flexible Reaktion auf die jeweils vorgefundene Situation möglich war. Die Gespräche mit den Aktiven wurden teils bei einem Rundgang durch den Garten, teils bei speziellen Aktivitäten oder auch in Ruhepausen geführt. Außerdem erwies es sich als sinnvoll, an Zusammenkünften einzelner Initiativen außerhalb des Gartens teilzunehmen und Experteninterviews mit städtischen Funktionsträgern zu führen.

Für die Selbstwahrnehmung der Akteure, ihre Interaktion und ihre Diskurse spielen die digitalen und sozialen Medien eine bedeutende Rolle, wenngleich dies nicht für alle Gemeinschaftsgärtner gleichermaßen gilt. Viele der Garteninitiativen sind gut vernetzt und nutzen elektronische Medien und soziale Netzwerke, die nicht nur bei praktischen Fragen (wie gewinne ich Terra Preta?) und für Verabredungen im Garten, sondern auch für Hintergrundinformationen (was geschieht, wenn keine fossile Energie mehr zur Verfügung steht?) zu Rate gezogen werden.

Für die vorliegende Veröffentlichung wurden folgerichtig nicht nur die einschlägige Literatur, Interviews und Feldbeobachtungen, sondern auch die verschiedenen Websites, Foren, Blogs und Sozialen Medien im Internet herangezogen. Nach und nach hat sich aus diesen unterschiedlichen Quellen ein Bild ergeben, welches keinesfalls vollständig ist und an vielen Stellen auch unscharf bleibt. Immerhin vermag es aber einen Eindruck davon zu vermitteln, was Gemeinschaftsgärten in Westfalen sein wollen und sein können und warum es sich lohnt, sich kulturwissenschaftlich (und persönlich) auf sie einzulassen.

2. Genese und Entwicklung relevanter Gartentypen

2.1 Urban Gardening – ein erster Überblick

Seit einigen Jahren kursiert in Deutschland ein Modewort, von dem auch das vorliegende Buch handelt. *Urban Gardening* ist in aller Munde; zahllose Zeitungsartikel, Dokumentationen und Fernsehsendungen befassen sich mit dem urbanen Gärtnern, wie es in Deutschland auch genannt wird. Nicht zu vergessen diejenigen, die es praktizieren, neue Gärten gründen und damit ihre Stadt mit jedem Spatenstich ein wenig grüner und lebenswerter machen. So präsent der Begriff in den vergangenen Jahren geworden ist, so schwammig ist er auch. Es stellt sich die Frage, was daran eigentlich so neu sein soll. Genaugenommen ist das Gärtnern in der Stadt doch so alt wie die Stadt selbst.

Ein Blick über den Tellerrand Deutschlands zeigt, dass es sich beim *Urban Gardening* um ein globales Phänomen handelt. Die Gartentypen, die unter dem Schlagwort *Urban Gardening* in Deutschland während der vergangenen Jahre neu entstanden sind, haben internationale Vorbilder oder sehen sich als Teil einer internationalen Gartenbewegung. Aus diesem Grund erscheint die englische Bezeichnung angebracht, wenngleich sie irreführend bleibt.

Kleingärten, die aufgrund ihrer Historie zutiefst in und mit der Stadt verwurzelt sind, müssten eigentlich ebenso zur Oberkategorie *Urban Gardening* zählen. Da sich der Begriff jedoch in erster Linie dazu eignet, neue Formen des Gärtnerns in der Stadt von den altbewährten und somit auch von den Kleingärten abzugrenzen, wird *Urban Gardening* im Folgenden als Sammelbegriff für das Auftauchen neuer Gartentypen und deren neuartiger Auseinandersetzung mit dem Topos Stadt Verwendung finden.

Um die Begriffsverwirrung abzuschließen und sich dem eigentlichen Anliegen, den Gemeinschaftsgärtnern, ihren Motiven und Hintergründen zu nähern, eignet sich ein äußerst treffendes Zitat von einem Gemeinschaftsgärtner aus Dortmund:

„Aber unabhängig davon, ob das jetzt ein Trend ist oder nicht, es wird halt irgendwie gepusht. Aber im Prinzip, das, was passiert, ist das, was wichtig ist. Und nicht, ob's Urban Gardening oder Gärtnern oder Urban Farming oder sonst irgendwas heißt. Das ist mir persönlich völlig wurscht.“²⁴

Gärten in der Stadt gab es also schon immer. Neu ist, dass es dem Gros der Akteure ausdrücklich um Dinge geht, die über das reine Gärtnern hinausweisen. Unter dem Schlagwort *Urban Gardening* wird das Gärtnern zu einer Aussage.

Neue Formen städtischen Gärtnerns sind:

- Selbsterntebeete,
- Guerilla Gardening,
- Dachgärten,
- Gemeinschaftsgärten.

²⁴ Interview Carlos Tobisch, Dortmund, 4.7.2012.

Selbsterntebeete sind ein kommerzielles Angebot, das es inzwischen in fast jeder Großstadt gibt. Das Prinzip ist einfach: Privatpersonen mieten von einem Ökobauern für eine Saison ein Stück Ackerland in direkter Stadtnähe. Der Bauer übernimmt die Aussaat der Gemüsepflanzen und stellt die Geräte zur Verfügung. Die Pflege der Gemüsepflanzen übernimmt der Pächter selbst und die Ernte natürlich auch. In vielen Fällen wird der Kontakt zwischen den Beetmietern und den Landwirten über Unternehmen wie z.B. „Meine Ernte“ hergestellt. Die Bauern stehen den Gemüsegärtnern beratend zur Seite, so dass sich das Angebot auch optimal für Gartenneulinge eignet.

Das *Guerilla Gardening* stellt eine Intervention in den öffentlichen Raum dar. Mehr oder weniger heimlich werden urbane Räume, z.B. Baumscheiben, von Privatpersonen bepflanzt, um ein Zeichen des zivilen Ungehorsams und politischen Protests zu setzen oder um einfach nur die Stadt zu verschönern. Meist kommen dafür die sogenannten *seed bombs*, also Samenbomben, zum Einsatz. Grundlegende Erläuterungen zum Guerilla Gardening liefert der Brite Richard Reynolds mit seiner Publikation „Guerilla Gardening – Ein botanisches Manifest“. Auch der Künstler Wilm Weppelmann aus Münster zählt sich zu den bekennenden Guerilla-Gärtnern.

In Großstädten wie New York, Chicago, Singapur, Beirut oder London ist das Ausweichen in die Vertikale in Form von *Dachgärten* eine Möglichkeit, in dem eng besiedelten Stadtraum gärtnerisch tätig zu werden. In Deutschland setzt sich u. a. die Initiative „DachgärtenfürAlle“²⁵ für die Anlage von Gärten auf Flachdächern ein, die für alle Bewohner des jeweiligen Hauses gleichermaßen nutzbar sein sollen. Dachgärten sind in erster Linie eine Reaktion auf städtische Verdichtungen und soziale Vereinzelung. Ob die Gärten zum Anbau von Gemüse oder als Ziergärten genutzt werden, ist hier nachrangig.

Zur Beschreibung von *Gemeinschaftsgärten* hat sich die Definition der Geographin Marit Rosol als hilfreich erwiesen: „Gemeinschaftsgärten sind gemeinschaftlich und durch freiwilliges Engagement geschaffene und betriebene Gärten, Grünanlagen und Parks mit Ausrichtung auf eine allgemeine Öffentlichkeit.“²⁶

Wie wir noch sehen werden, müsste man das Zitat leicht modifizieren, weil es inzwischen auch Gemeinschaftsgärten gibt, die zwar durch freiwilliges Engagement betrieben werden, deren Entstehung jedoch von Seiten der Verwaltung in die Wege geleitet wurde. Hinzu kommen zwei Merkmale, die unseres Erachtens charakteristisch für Gemeinschaftsgärten sind:

1. Auffällig ist eine Tendenz weg vom Ziergarten hin zum Nutzgarten. In diesen Stadtgärten werden größtenteils Lebensmittel angebaut; das Thema Nahrung spielt eine ganz elementare Rolle.
2. Biologisches Gärtnern. Verbunden damit, dass man gesunde Lebensmittel haben möchte, aber auch aus Gründen des Umwelt- und Ressourcenschutzes werden in den untersuchten Gemeinschaftsgärten keine chemischen Düngemittel, Pestizide oder Herbizide verwendet. Es wird ökologisch gegärtnert, teilweise sogar nach permakulturellen Prinzipien.²⁷

25 <http://dachgaertenfueralle.de> (Stand 25.3.2015).

26 Rosol, Gemeinschaftsgärten (2006), S. 7.

27 Zum Begriff Permakultur siehe z.B. RASPER, Gärtnern (2012), S. 174: „Bei der Permakultur geht es darum, die Eigenschaften natürlicher Systeme möglichst effizient auszunutzen. Es

2.2 Das Kleingartenwesen

Ein Blick auf die jahrhundertealte Geschichte des Kleingartenwesens verdeutlicht, dass urbanes Gärtnern an sich keineswegs ein neues Phänomen darstellt, denn gerade die Genese der Kleingärten ist aufs Engste mit dem Urbanisierungsprozess verbunden. Außerdem zeigt sich bei den Kleingärten ebenso wie bei den Gemeinschaftsgärten, dass sie stets vor dem Hintergrund gesamtgesellschaftlicher Entwicklungen und Umbrüche zu verstehen und zu deuten sind. Wenn es auch zwischen Kleingärten und Gemeinschaftsgärten durchaus Parallelen gibt, so scheint doch von beiden Seiten das Bedürfnis nach Abgrenzung zu überwiegen.²⁸

§ 1 des Bundeskleingartengesetzes von 2006 definiert einen Kleingarten wie folgt: „Ein Kleingarten ist ein Garten, der 1. dem Nutzer (Kleingärtner) zur nicht-erwerbsmäßigen gärtnerischen Nutzung, insbesondere zur Gewinnung von Gartenbauerzeugnissen für den Eigenbedarf, und zur Erholung dient (kleingärtnerische Nutzung) und 2. in einer Anlage liegt, in der mehrere Einzelgärten mit gemeinschaftlichen Einrichtungen, zum Beispiel Wegen, Spielflächen und Vereinshäusern, zusammengefaßt sind (Kleingartenanlage).“²⁹

Ein Blick in die Geschichte des Kleingartenwesens verdeutlicht die enge Beziehung zwischen Kleingartengründungswellen und sozioökonomischen Umbrüchen. Wie Sabine Verk in ihrer Dissertation unter dem Titel „Laubenleben“ aufzeigt, fungiert das Kleingartenwesen häufig als umgekehrter Spiegel der Zeit: „Dies insofern, als es in Krisenzeiten bzw. Phasen wirtschaftlicher Not einen sprunghaften Anstieg erlebte, während in Zeiten wirtschaftlicher Stabilisierung oder sogar Aufschwungs die Zahl der Kleingärten merklich zurückging bzw. stagnierte.“³⁰

Die Entwicklung des Kleingartenwesens geht keineswegs auf einen einzigen Gründer oder Vorläufer zurück. Als wichtigste Ursprünge des deutschen Kleingartenwesens sind die Armengärten und die Schrebergärten zu nennen. Aber auch die Eisenbahnergärten, die Gärten des Roten Kreuzes, die Berliner Laubenkolonisten (auch Laubenpieper genannt), die Fabrikgärten und die Gärten der Naturheilkundebewegung (der Lebensreform) sowie die Vision der Gartenstadt sind an dieser Stelle relevant.

Die ersten Armengärten entstanden in England auf obrigkeitliche Initiative hin: 1819 wurde ein Gesetz zur Verpachtung von Land an Arme und Erwerbslose erlassen. In Deutschland nahmen die Armengärten von den damals noch unter dänischer Verwaltung stehenden Orten Kappeln an der Schlei, Kiel und Flensburg ihren Anfang. Als sozialfürsorgliche Maßnahme zur Linderung des Armutproblems verbreitete sich das Prinzip der Armengärten dann in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts über Städte wie Leipzig, Berlin und Frankfurt am Main. Die Verpachtung von Land sollte den mittellosen Bevölkerungsschichten die Möglichkeit der Selbstversorgung bieten. Neben einem Beitrag zur Lösung drängender sozialer

ist im Grunde eine Kombination aus einer bestimmten Sichtweise und einem methodischen Werkzeugkasten, der je nach Situation eingesetzt wird.“

28 Vgl. Kap. 2.3.

29 Bundeskleingartengesetz vom 28. Februar 1983 (BGBl. I S. 210), das zuletzt durch Artikel 11 des Gesetzes vom 19. September 2006 (BGBl. I S. 2146) geändert worden ist, § 1, URL: <http://www.gesetze-im-internet.de/bkleingg/BJNR002100983.html>.

30 Vgl. VERK, Laubenleben (1994), S. 27.

Probleme ging es von Seiten der Obrigkeit aber auch um die Disziplinierung der Pächter dieser Gärten, denen im Falle einer Vernachlässigung des Gartens das Land entzogen wurde. Sie sollten sich, so das Kalkül der Obrigkeit, über den Anbau von Obst und Gemüse hinaus in Tugenden wie Fleiß, Disziplin und Ordnung üben.³¹ Infolge eines sich rasant entwickelnden Bodenmarktes erwies sich die Bereitstellung von Grabeland für Bedürftige für die Städte im Laufe der Zeit aber als zu teuer, so dass die Armengärten im 19. Jahrhundert überwiegend aufgegeben wurden.³²

Mehr denn je galt es aber, der Verelendung der Massen sowie der zunehmenden Verstädterung und ihren Folgen etwas entgegenzusetzen. Jenseits politischer Lösungen wurden auch kompensatorische und utopistische Vorschläge gemacht, die auf eine Verbesserung der Lebensqualität und des Lebensumfeldes abzielten.³³ So schlug der Leipziger Schuldirektor Ernst Innocenz Hausschild im Jahr 1865 die Gründung eines *Schrebervereins* vor, welcher den durch das Stadtleben verursachten, körperlichen „Zivilisationsschäden“³⁴ durch die Anlage von Spiel- und Turnplätzen für Kinder und Jugendliche entgegenwirken sollte. Urheber dieser Idee war der Arzt Dr. Daniel Gottlieb Moritz Schreber (1808–1861),³⁵ dessen Reformvorschlag aber erst nach seinem Tod umgesetzt wurde. Auf einer gärtnerischen Nutzung eines solchen 1865 in Leipzig erstmals angelegten Spielplatzes lag anfangs noch kein Augenmerk, vielmehr ging es Hausschild – angelehnt an Schrebers Vorstellungen – um körperliche Ertüchtigung und Erziehungsfragen. Erst drei Jahre später wurden auf Initiative des pensionierten Oberlehrers Karl Gesell rund um den *Schreberplatz* Kinderbeete angelegt, aus denen sich 1869 Familienbeete und schließlich die *Schrebergärten* entwickelten, die mit Lauben versehen und eingefriedet wurden. 1870 soll die erste Anlage bereits auf 100 Parzellen angewachsen sein. In den Folgejahren entstanden weitere Schrebervereine (noch immer mit Fokus auf dem Thema Erziehung), die sich 1891 zum *Verband Leipziger Schrebervereine* zusammenschlossen.³⁶ „Leipzig wurde damit zum Zentrum und Ausgangspunkt einer Bewegung, die weit über Sachsen und Deutschland hinaus aufgegriffen und in die Tat umgesetzt wurde“.³⁷

Von anderer Seite her näherte sich die Mitte des 19. Jahrhunderts aufkeimende Lebensreformbewegung dem Gartenthema. Ihre Anhänger wollten den als bedrohlich empfundenen sozialen und wirtschaftlichen Veränderungen eine „persönliche Selbstreform“ entgegensetzen, um „einen weltimmanenten Heilszustand für Individuum und Gesellschaft“³⁸ zu erreichen. Der Rückzug in die Einfachheit der Natur entsprach aus ihrer Warte keiner antimodernen Haltung, sondern galt ihnen als

31 STEIN, Oasen (2010), S. 122.

32 Vgl. VERK, Laubenleben (1994), S. 28.

33 Ebd., S. 30.

34 Ebd., S. 31.

35 Überdies gilt Schreber als Vertreter der sogenannten Schwarzen Pädagogik; vgl. dazu MÜLLER-MÜNCH, Generation (2012), S. 64.

36 Vgl. Sächsische Landesstelle (Hg.), Kleingärtnermuseum (2001), S. 29–32.

37 KNAUSS, Kleingärten (2001), S. 67; dort heißt es weiter: „Die Idee der Kleingartenbewegung ergriff ganz Europa. Wie europäisch sie war/ist, zeigt die Tatsache, daß 1926 [...] die Vertreter von sieben nationalen Kleingartenorganisationen aus Belgien, Deutschland, England, Frankreich, Luxemburg, Österreich und der Schweiz den internationalen Verband ‚Office International des Jardins Ouvriers‘ gründeten, der bis heute besteht“.

38 LINSE, Propheten (1983), S. 29.

zukunftsweisende Vision.³⁹ Obgleich die Lebensreformbewegung harsche Kritik an der großstädtischen Lebensweise übte, blieb sie eine durchweg städtische Bewegung. Ihre Anhänger setzten sich beispielsweise „für eine intensivere Durchgrünung der industriell geprägten Stadtlandschaft“ ein.⁴⁰

Letztlich sind die mitunter parallel entstandenen Gärten der Naturheilvereine, der Lebensreformbewegung und der Schrebervereine ebenso wie die Armengärten, die Eisenbahnergärten, die Arbeitergärten des Roten Kreuzes sowie die Berliner Laubenkolonien als jeweils unterschiedlich nuancierte Reaktionen auf die zunehmende Industrialisierung und Urbanisierung zu verstehen.⁴¹

Jenseits der mit ihrer Entstehung zusammenhängenden Intentionen zeigt die historische Entwicklung des Kleingartenwesens, wie eng diese Initiativen mit der sozialen und wirtschaftlichen Entwicklung in Deutschland verknüpft waren. So erfuhr die Bedeutung der Kleingärten als Mittel zur Ernährungssicherung zu Kriegszeiten während des Zweiten Weltkrieges noch eine Ergänzung durch die Nutzung der Lauben als Notunterkünfte. Mit den Wirtschaftswunderjahren deutete sich etwa ab den 1960er Jahren dann eine Bedeutungsverschiebung größeren Ausmaßes an: „Mit dem ‚Wirtschaftswunder‘ im Westen verlor die Ernährungssicherung immer mehr an Bedeutung, wohingegen der Freizeit- und Erholungswert beständig anstieg“.⁴² In der 1994 veröffentlichten empirischen Studie von Sabine Verk über Kleingärten in Münster wurde folgerichtig an erster Stelle das Bedürfnis nach Erholung und Entspannung als Pachtmotiv genannt. Direkt danach rangiert das Bedürfnis der Kleingärtner nach einem Aufenthalt in der Natur, der Sabine Verk zufolge jedoch eng an den Anspruch auf eigenen, privaten Raum gekoppelt ist:

„Auffallend im Rahmen der Interviews ist die Verknüpfung des Aspekts Naturerlebnis/-genuß mit dem Begriff des ‚Besitzes‘ und damit der Möglichkeit zu Selbstbestimmung und Rückzug in die Privatsphäre.“⁴³

Werner Nohl deutet dieses Bedürfnis nach Privatheit als zu den „unverzichtbaren Werten einer demokratischen Gesellschaft“ gehörend: Nur „in funktionierender Privatheit“ können wir, so Nohl, „selbst entscheiden, wann, wie und bis zu welchem Grade Informationen über uns selbst an andere weitergegeben werden sollen“.⁴⁴ Infolge der Industriemoderne wähnt auch Nohl diese Funktion der (Klein-)Gärten in Gefahr: Allzu übermächtig seien die „ungerechtfertigte[n] Eingriffe des Staates, des Kommerzes und anderer mächtiger Kräfte der Gesellschaft in die Privatsphäre des Menschen“.⁴⁵ Die Austauschbarkeit der Warenwelt der Industriemoderne und das Streben nach Perfektion und Professionalität seien in den Gärten an die Stelle einer Ästhetik getreten, die sich noch in der unmittelbaren Nachkriegszeit durch den Charme der Bricolage, den individuell ästhetisch umgesetzten „Wunsch nach

39 Vgl. BARLÖSIUS, Lebensführung (1997), S. 19.

40 LINSE, Landkommunen (1983), S. 33; vgl. auch HAMMES, Ratgeber (2010), S. 16.

41 Vgl. VERK, Laubenleben (1994), S. 30f.

42 KNAUSS, Kleingärten (2001), S. 68.

43 VERK, Laubenleben (1994), S. 204.

44 NOHL, Kleingärten (2003), S. 190.

45 Ebd., S. 212.

Transzendierung einer unvollkommenen Gegenwart in eine bessere Zeit“ und die „Sehnsucht nach dem guten Leben“ auszeichnete.⁴⁶

2.3 Kleingärten versus Gemeinschaftsgärten: Unterschiede und Gemeinsamkeiten

Der kurze Abriss zur Entstehungsgeschichte der Kleingärten zeigt, dass Kleingärten nicht rein zufällig bevorzugt in Städten angesiedelt sind, sondern als Reaktion auf den Urbanisierungsprozess des 19. Jahrhunderts entstanden. Bezüglich des Wunsches nach grünen Orten inmitten der Stadt zeigen sich deutliche Parallelen zur Genese der Gemeinschaftsgärten.

Letztlich nähern wir uns damit der Frage, inwiefern bei den neuen Gartentypen, die unter dem Begriff des Urban Gardening subsumiert werden, ein anderes Verhältnis zur Stadt propagiert wird. Handelt es sich bei den Urban-Gardening-Initiativen wirklich um etwas „Neues“ oder lediglich um Bekanntes unter einem neuen Label?

Die Soziologin Cordula Kropp greift Ulrich Becks Konzept der Reflexiven Modernisierung auf, um die Unterschiede zwischen Kleingärten und Urban-Gardening-Initiativen zu untermauern. In Anlehnung an Beck differenziert sie zwischen Erster und Zweiter Moderne,⁴⁷ indem sie den Kleingärten als „Städtische Gärten in der Industriemoderne“⁴⁸ die Gemeinschaftsgärten als „Städtische Gärten der Reflexiven Moderne“⁴⁹ gegenüberstellt. Kropp zufolge wiederholen sich in den Kleingärten noch immer die Leitunterscheidungen der Industriemoderne, so dass die Dualismen Stadt vs. Land, Natur vs. Kultur, Ökonomie vs. Lebenswelt zementiert werden:

„Die Natur erscheint aus utilitaristischer Perspektive als zu gestaltender Steinbruch, der Mensch untersteht einer harten Produktionslogik, die Belohnung winkt im privaten Reich des familiären Rückzugs, das kontinuierlich vor allem Äußerem und Fremden geschützt werden muss; Ambivalenz hat keinen Platz.“⁵⁰

Im Regelwerk der Kleingartenanlagen und in den normierten Verhaltensvorstellungen der Gartenpächter sieht sie den Beweis dafür, dass klare Grenzen zwischen „Blume und Unkraut, zugehörig und fremd, meins und deins“ gezogen werden.⁵¹

In den neuen Gartentypen, die unter dem Begriff des Urban Gardening firmieren, sieht Cordula Kropp eine Unterwanderung dieser Abgrenzungslogiken, da in den Gemeinschaftsgärten die Dichotomien der Industriemoderne aufgebrochen werden.

Kropps Ansatz weist auf eine spannende Hypothese hin: So wie die Herausbildung des Gartentyps Kleingarten vor dem Hintergrund der Industriemoderne zu denken und zu deuten ist, erscheinen die „neuen“ Gärten als Antwort auf das post-

46 Ebd., S. 190f.

47 Vgl. hierzu BECK, Risikogesellschaft (2007).

48 KROPP, Gärtner(n) (2011).

49 Ebd., S. 81.

50 Ebd., S. 79.

51 Ebd., S. 79f., Zitat S. 80.

industrielle Zeitalter. An dieser Stelle setzt auch die vorliegende Studie an: Die empirische Untersuchung soll der Frage nachgehen, wie die Interdependenz von gesellschaftlichen Veränderungsprozessen und Urban-Gardening-Bewegung beschrieben werden kann.

Bei der Betrachtung der Unterschiede zwischen Kleingärten und Gemeinschaftsgärten läuft man schnell Gefahr, überspitzte Aussagen hinsichtlich des normierten Verhaltens der Kleingärtner und eines präzisen Regelwerks der Kleingärten auf der einen Seite und der Offenheit der Gemeinschaftsgärtner auf der anderen Seite zu treffen. Hier lohnt es sich, genauer hinzusehen, anstatt immer gleiche Vorurteile zu kolportieren. Auch im Kleingärten haben in den vergangenen Jahrzehnten Veränderungsprozesse Einzug gehalten: Während in den 2000er Jahren noch vor einer Überalterung der Kleingärtner gewarnt wurde, hat sich diese Prognose durch den vermehrten Zulauf junger Paare mit Kindern gewandelt. Auch die interkulturelle Öffnung der Kleingärten ist wahrnehmbar.⁵² Darüber hinaus ist der bereits erwähnte Trend zum Verzicht auf Kunstdünger und Unkrautvertilgungsmittel auch in den Kleingärten angekommen.

Wie sehr die Kleingartenkultur bereits einen tiefgreifenden Wandlungsprozess durchlaufen hat, zeigt auch die Sommerkulturveranstaltungsreihe „Freie Gartenakademie“, die der münstersche Künstler und Kleingärtner Wilm Weppelmann seit 2006 in seinem Kleingarten organisiert. Dazu heißt es auf der Website „Freie Gartenakademie“:

„Die Freie Gartenakademie versteht sich als Experimentierfeld und führt deshalb das Wort ‚frei‘ sehr selbstbewusst und mit einem Hauch von Verwegenheit. Sie verschanzt sich nicht hinter dem Gartentor, sondern nimmt sich das Recht, auch weit über den Beetrand hinaus, Themen und Kultur-aspekte zu klimatisieren, zu diskutieren und sie in und aus dem Garten zu holen.“⁵³

Auch wenn die eher konservativen Kleingartenvereine und Kleingärtner keineswegs völlig von der Bildfläche verschwunden sind, so ist die Welt der sogenannten Schrebergärten heute durchaus facettenreich: In den Kleingartenanlagen begegnet man auch Menschen, die so gar nicht in das Klischee des konservativen Kleingärtners passen wollen. So ist etwa in einem Zeitungsartikel der Westfälischen Nachrichten vom Mai 2013 unter dem Titel „Coole Spießer“ von einem jungen Gartenpächter aus Münster zu lesen, der „kaum dem Bild eines gängigen Kleingärtners entspricht. Der 30-Jährige hört Psychobilly – eine Mischung aus Rockabilly und Punk – und dementsprechend stylt und kleidet er sich.“⁵⁴ Um die Umkehrung des Rollenbildes zu verdeutlichen, wird er mit dem Satz zitiert: „Für mich ist unser Schrebergarten purer Rock’n’Roll.“⁵⁵ Dass diese Einsicht allerdings noch so neu ist, dass sie eines Zeitungsartikels gewürdigt wird, beweist wiederum die Hartnäckigkeit des Bildes vom Kleingärtner als Spießbürger – ein Klischee, das auch in den Augen

52 Vgl. WOLF, Gärten (2008).

53 http://www.gartenakademie.org/?page_id=72 (Stand 24.4.2014).

54 „Coole Spießer. Bananen und weiße Erdbeeren im Schrebergarten“. In: Westfälische Nachrichten, 24.5.2013, URL: <http://www.wn.de/Muenster/2013/05/Moderne-Spiesser-Psycho-Bananen-und-weisse-Erdbeeren-im-Schrebergarten> (Stand 4.11.2013).

55 Ebd.

einiger Gemeinschaftsgärtner des Forschungssamples nach wie vor präsent ist und mit Blick auf das genaue Regelwerk der Kleingartenanlagen vielleicht in Teilen berechtigt erscheint.

Auch die Tatsache, dass es, wie etwa in Essen-Katernberg, Gemeinschaftsgärten gibt, die sich innerhalb einer Kleingartenanlage ansiedeln, revidiert den Ausschließlichkeitscharakter, der eine schematische Gegenüberstellung der beiden Gartentypen vereinfachen würde.

Dennoch wird sich in den folgenden Kapiteln zeigen, dass Gemeinschaftsgärten in der Lage sind, Erwartungen und Bedürfnisse zu befriedigen, die durch die strukturellen Rahmenbedingungen und Verhaltensnormen in Kleingartenanlagen nicht abgedeckt werden (können). Die bislang kaum institutionalisierte Form der Gemeinschaftsgärten entspringt zum einen dem Desiderat einer größeren Offenheit; sie ist jedoch auch auf die noch junge Historie der Gemeinschaftsgärten in Deutschland zurückzuführen. Erst in der Zukunft wird sich zeigen, welche rechtlichen Rahmenbedingungen und Interessenvertretungen zur Etablierung des Gartentyps Gemeinschaftsgarten nötig und wünschenswert sind und welchen Einfluss dies auf Art und Gestalt dieser Gärten nehmen wird.

2.4 Gemeinschaftsgärten weltweit

Mittlerweile gibt es weltweit eine kaum zu überblickende Anzahl von Gemeinschaftsgartenprojekten, wobei die Bandbreite der Zielsetzungen von Nachbarschafts- oder Stadtteilgärten über internationale Gärten bis hin zu Generationengärten oder Schulgärten reicht. Nicht selten vermischen sich auch die unterschiedlichen Zielsetzungen, weil die Gruppe der Akteure sich erweitert.

Richtet man das Augenmerk auf die noch verhältnismäßig junge Geschichte der Gemeinschaftsgärten, so kristallisieren sich dennoch einige Projekte heraus, die eine gewisse Vorreiterrolle innehaben. Diese sollen im Folgenden kurz vorgestellt werden.

2.4.1 Community Gardens in Nordamerika

Frühe Beispiele für gemeinschaftliches Gärtnern in der Stadt finden sich im Norden der Vereinigten Staaten. Hier entstanden seit den späten 1960er, 1970er Jahren inmitten von Häuserschluchten Community Gardens, also Gärten, die von den Bewohnern eines Stadtviertels gemeinschaftlich bewirtschaftet werden. Der wahrscheinlich erste Community Garden New Yorks wurde 1973 von Liz Christy in der Lower East Side in Manhattan gegründet und existiert noch immer. Um zu verstehen, wie besonders in den ärmeren Vierteln New Yorks in kürzester Zeit Hunderte von Community Gardens folgen konnten, lohnt ein kurzer Blick auf die städtebauliche und finanzpolitische Situation jener Zeit.

Carolin Mees zufolge wurde die Grundsteuer im Zuge der damaligen Finanzmisere auf ein Niveau angehoben, das die Vermietung von Mehrfamilienhäusern in ärmeren Stadtteilen New Yorks nicht mehr rentabel machte: Die gestiegenen Betriebskosten ließen sich nicht weiter auf die Miete umlegen, da die einkommensstärkeren Bevölkerungsteile in die Vororte abgewandert waren und die einkom-